

# Die Unterhaltung

Sonntagsbeilage der Schlesischen Volkszeitung

Nr. 36 \* 6. September 1931 \* 63. Jahrgang

## Theodor v. Sosnostky / Die Bolschewiken als Menschenschlächter

Im folgenden bringen wir ein Kapitel aus dem Buche „Die rote Dreifaltigkeit“ von Theodor von Sosnostky, das bei Benziger in Einsiedeln erschienen ist. Eine ausführliche Besprechung des Buches ist in der „Lit. Umschau“ der „S. B.“ vom 30. August erfolgt.

In der Verbeizeit des Bolschewismus sind es die roten Gardien gewesen, die sich im Vereine mit allerlei Gesindel bemühten, der Welt zu zeigen, was man in Sowjetrußland unter Brüderlichkeit verstand. Sie machten unbedenklich und unermüdet alles nieder, was auf der allgemeinen Proskriptionsliste stand oder sich ihnen in den Weg stellte: Adelige und Offiziere, Priester und Beamte, Kaufleute und Fabrikanten, Arbeiter und Bauern; ohne Wahl und ohne Zahl. Sie sengten und verwühten, schändeten und mordeten blind und wild drauf los, nur ihren durch die neue „Freiheit“ entfesselten Zerstörungs- und Vernichtungsgelüsten frönend. Kurz: sie trieben es ganz so wie die Revolutionsarmee zur Zeit der Französischen Revolution und deren sansculottische Helfershelfer.

In diesen wüsten Mordbetrieb brachten die führenden Bolschewiken aber bald ein gewisses System. Sie riesen eine Kommission zur Bekämpfung der Gegenrevolution ins Leben, die „Tschrewnischajka“; die unter dem abgekürzten Namen Tscheka bald die stärkste und gefährlichste Macht Rußlands werden sollte. Sie nahm den bisher von den Roten Gardien ausgeübten allgemeinen Mordbetrieb nun in eigene Regie. Und man muß es ihr lassen: sie verstand sich ausgezeichnet darauf. Sie zeigte sich erfinderisch und sorgte für Abwechslung. Sie unterzog ihre Opfer den mannigfachen Torturen und schlachtete sie auf die verschiedenste Weise ab. Sie erschoss und erstickte sie; sie warf sie ins Feuer oder in siedendes Wasser; sie blendete und skalpierte sie; sie brannte ihnen den roten Sowjetstern auf die Stirn; sie ließ sie ihr eigenes Grab schaufeln und begrub sie dann darin bei lebendigem Leibe.\* Eine besondere Erfindung ihrer Leute bestand darin, daß sie die Hände ihrer Opfer in kochendes Wasser hielten, bis die Haut weich wurde, worauf sie sie abzogen! Eine Prozedur, für die ihr Henkermiß die Bezeichnung „Handschuhe abziehen“ wählte. Kurz: die Tscheka wetterte, wie man sieht, in ihren Marterkünsteln und in ihrer Unmenschlichkeit mit den schlimmsten Folternechten der römischen Kaiserzeit und des Mittelalters, ja sie überbot sie noch im Hinblick auf die so verschiedenen Zeitumstände und stellte sich damit auf die Kulturstufe der Dahomeys oder Papuas. Es mag sein, daß manche dieser Greuel nicht auf das Konto der Tscheka zu buchen sind, sondern auf das der Roten Gardien, wiewohl sie von unsern Gewährsmännern ausdrücklich ihr zur Last gelegt werden; aber sie hat durch ihr mörderisches Wirken hierzu begründeten Anlaß gegeben. Eine klare Abgrenzung zwischen der blutigen Tätigkeit dieser beiden Mördergesellschaften läßt sich auch sicherlich nicht durchführen.

Sei dem nun wie immer: jedenfalls drang die Kunde von diesen fortgesetzten Menschenschlächtereien, trotz aller Bemühungen, sie dem Ausland zu verheimlichen, doch dahin und erweckte dort Abscheu und Empörung. Der Name Tscheka wurde auch für das Ausland zum Inbegriff schlimmster Willkür und Grausamkeit, wie er es für das nichtbolschewistische Inland schon längst geworden war. Das allein würde die Sowjetführer in ihrer souveränen Amoral wohl wenig gekümmert haben; aber es war nicht eben darnach angetan, den nichts weniger als erfreulichen Kredit zu fördern, den Sowjetrußland im Ausland genoß; auch warf es häßliche Schatten auf das in den grellsten Farben prangende Bild des bolschewistischen Paradieses, das ihre Laterna magica nach dem bewährten System Potemkins für das ausländische Proletariat an die Wand gezaubert hatte.

\*) Alle diese Angaben nach einem Vortrage des russischen Bibliographen Nikanor S. Gutochin (gehalten am 29. Nov. 1920 im Niederösterreichischen Gewerbeverein). Bericht der „Reichspost“ v. 1. Dez. 1920.

Diese beunruhigende Erwägung bestimmte sie, das fatale Wort Tscheka aus dem offiziellen Wortschatz verschwinden zu lassen und auch die bis dahin angewendete, allzu drastisch aussehende Methode zu ändern. So wurde denn die Tschrewnischajka zur Gosudarstwenja Polittscheskoje Uprawlenje, d. i. Politischen Polizei, ein Name, der . . . auf die drei Buchstaben G. P. U. reduziert wurde. Dieses Pseudonym ist aber nur zur Täuschung des Auslands bestimmt; in den für dieses entlegenen Bezirken, in Georgien, Aserbeidschan usw. ist es nicht üblich. Dort, der Kultur des Westens so unendlich fern, hält es die Tscheka nicht der Mühe wert, sich eine Maske vorzubinden . . .

Unter diesem Decknamen übt sie nach wie vor ihr altes Handwerk aus; nur tut sie es jetzt heimlich, damit das so lästig neugierige Ausland mit seinen beschränkten Moralbegriffen es nicht erfahre.

G. P. U.! In diesen drei Buchstaben gipfelt die „Brüderlichkeit“ des Bolschewismus. Hinter ihnen lauern Kerker, Folter und Mord.

Die G. P. U. ist für Sowjetrußland nicht nur, was das „Comité de Surveillance“ für das revolutionäre Frankreich gewesen ist, sondern auch, was dort das Revolutionstribunal bedeutet hat. Sie vereinigt also in ihrer Körperschaft die mörderischen Funktionen dieser beiden Werkzeuge revolutionärer Brüderlichkeit und übt einerseits das Amt eines Spions und Schergen, andererseits das eines Richters und Henkers aus.

Ganz so wie in der Französischen Revolution das Revolutionstribunal dem wilden, freien Mordbetriebe, dem An-die-Laterne-hängen, Lotschlagen und Niedermetzeln, wie es in ihren ersten Jahren gang und gäbe gewesen, ein Ende gemacht und eine methodische kalte Menschenschlächtereie eingeführt hatte, die sich zur Täuschung der Welt heuchlerisch mit einem Mäntelchen drapierte, das die Gefezlichkeit markieren sollte: ganz ebenso hat die G. P. U. in Sowjetrußland an Stelle des blindwütigen Drauflosmordens ein wohlbedachtes kaltes Tötungssystem eingeführt, das den Schein der Gefezlichkeit, freilich nur notdürftig, aufrechterhält, und frönt unter dieser Legende nach wie vor ihren sadistischen Gelüsten. War im jakobinischen Frankreich die „heilige“ Guillotine das Instrument, das den Franzosen die „Brüderlichkeit“ der Revolution mit überwältigender Anschaulichkeit vor Augen führte: so ist es im bolschewistischen Rußland der Revolwer, der dies besorgt; mit dem bedeutungsvollen Unterschiede freilich, daß er dies nicht vor aller Welt, im hellen Tageslicht tut, sondern heimlich, im grauenhaften Zwielicht verschwiegener Kerkermauern. Kein Beil faßt mehr blitzend herab; kein Kopf fällt mehr in den Sack; kein Blutstrahl springt mehr aus zuckendem Rumpfe: ein dumpfer Knall, und mit zerschmetterter Hirnschale stürzt der Betroffene zu Boden. Das ist die Mordpraxis der G. P. U. So entledigt sie sich heute aller, die ihr im Wege stehen und ihr unbequem sind.

„Wie das Vieh, das zur Schlachtbank getrieben wird, warten die Menschen (in den Gefängnissen) auf ihre Hinrichtung, nur mit dem Unterschiede, daß die Tiere es nicht wissen, die Menschen dagegen nur zu gut. Das fürchterliche Warten ist vielleicht die schlimmste Folter, mit der man die armen Gefangenen quält.“

„Am schrecklichsten ist es, wenn am Dienstag Gefangene mit Gepäck abgeholt werden. Jeder weiß, daß sie nur noch wenige Stunden zu leben haben . . . Die Tür geht auf, der Henkersknecht tritt ein — aber der Ausgerufene meldet sich nicht. „Heda! Stubenältester! Warum antwortet niemand? Wo steckt der und der?“ tönt es drohend. Rasch wird der arme Teufel gefunden. „Pack deine Sachen zusammen!“ Die Kameraden wollen ihn trösten: „Sicherlich will man dich jetzt in Freiheit sehen.“ Leere Worte, die niemand mehr glaubt! Weiß doch jeder, daß man ihn zur Schlachtbank führt . . . An solchen Dienstagen herrscht eine schauerliche Stille im Gefängnis, nur

unterbrochen von den Seufzern der Unglücklichen, die sich schlaflos auf ihren Britzchen wälzen. Am nächsten Morgen sind sie kaum wiederzuerkennen: die Gesichter fahl, die Augen eingefallen und von schwarzen Ringen umgeben. — So lebt man weiter bis zum nächsten Dienstag.“

In jeder Nacht von Dienstag auf Mittwoch finden nämlich jahrein, jahraus, in schauerlicher Regelmäßigkeit, die Urteilstreffungen der G. P. U. statt, und in manchem Gefängnis hat . . . die Woche mehrere Dienstagel . . .

Während der 7 Monate, die Douillet (ein Gewährsmann des Verfassers; Red.) im Gefängnis verbrachte, wurden über 100 von seinen Zellengenossen in diesen furchtbaren Dienstag-Nächten auf die Schlachtbank geführt . . .

Ein schwarzgestrichenes Lastauto, im Volksmunde „der schwarze Kabe“ genannt, bringt die Opfer zur Richtstätte; ein moderner Ersatz für den Armenfünderkarren der Französischen Revolution.

Die Hinrichtungen — Morde von Amts wegen — finden in den Kellergeschossen der Gefängnisse statt. Wieder ist es unser ausgezeichnete Gewährsmann Douillet, der uns einen Blick in das finstere Geheimnis dieser nächtlichen Schreckensszenen tun läßt. Ist es ihm selber auch erspart geblieben, Augenzeuge dabei zu sein, so hat ihm doch einer seiner Leidensgefährten, ein Georgier, den er nur mit X bezeichnet, mitgeteilt, wie die G. P. U. dabei zu Werke geht: X hatte an einem antibolschewistischen Aufstand in seinem Heimatlande an führender Stelle teilgenommen und war in die Hände der G. P. U. gefallen. Diese suchte ihm die Namen der andern Führer zu erpressen. Zu diesem Zwecke unterzog sie ihn folgender seelischer Tortur:

Er mußte sich vollständig entkleiden, worauf er in einen Keller gebracht wurde: „Dort stieß man mich in einen finsternen Gang, an dessen Ende einige Stufen in einen zweiten Keller hinunterführten. Der Boden des zweiten Kellers bestand zur Hälfte nicht aus Brettern, sondern aus einem von unten beleuchteten Gitter. Auf diesem Gitter lag eine Leiche, das Gesicht nach unten gekehrt, mit einer Schußwunde im Hinterkopf. In dünnen Fäden rieselte noch das Blut den Hals entlang. Mein Wächter wies mir dieses Bild mit dem Bemerkten, ich hätte noch 24 Stunden Bedenkzeit.“

In der folgenden Nacht wurde X wieder zum „Untersuchungsrichter“ geschleppt. Als er die Namen seiner Gefährten noch immer nicht nennen wollte, ließ ihn jener abermals in den Keller führen. „Die Wache legte ihm Handschellen an und kettete ihn an eine Seitenwand des Ganges, und zwar derart, daß er beide Ausgänge übersehen konnte. Jetzt begann eine Nacht des Grauens:

„Ein Tschelkist stellte sich mit erhobener Pistole in eine kleine Nische nahe dem Ausgange, so daß er ganz im Dunkeln stand, während der Keller hell erleuchtet blieb. Tiefe Stille ringsumher . . . Plötzlich hört man Stimmen am andern Ende des Ganges. Ein Mensch wird hereingestoßen, genau so wie vorige Nacht er (der Georgier) selbst . . . Ein nackter Greis, mit langem, weißem Bart steigt die Stufen in den Keller hinab und schießt entsetzt den an die Wand geketteten Mann und das Gitter zu seinen Füßen . . . da ertönt ein Knall — blutüberströmt finkt der Greis auf das Gitter —, eine Kugel hat ihm den

Hinterkopf zerschmettert . . . Der Tschelkist tritt aus seiner Nische, um sich zu überzeugen, daß der Alte wirklich tot ist, zwinkert X lächelnd zu und verschwindet wieder. Neue Stille . . . da hört man wieder Leute . . . jemand wird hereingeführt . . . eine junge Frau ist's, fast noch ein Kind . . . wieder dasselbe — dann wieder ein Mensch, und noch einer und noch einer . . . X erinnert sich nur bis zur 17. Erschießung, dann verlor er das Bewußtsein.“

Unter dem furchtbaren Druck dieser Erlebnisse, angeblickt des sonst sicheren Todes, tat X schließlich, was seine Beiniger von ihm wollten, und gestand . . .

Wenn nachts im Subjantagesängnis die Motoren der Lastautos, die dort stehen, zu dröhnen anfangen, ist dies das Zeichen, daß die Henkerstnechte zu „arbeiten“ beginnen. Das Geräusch der Maschinen soll die Schreie der zur Schlachtbank geschleppten Opfer bolschewistischer „Brüderlichkeit“ überdönen . . .

Und das geschieht natürlich nicht nur in Moskau, sondern im ganzen weiten Rußland. Es vergeht wohl keine Nacht, in der diese „Arbeit“ stille steht und nicht ein Opfer der G. P. U. mit zerschmettertem Schädel zu Boden stürzt; wohl aber manche, da deren viele es sind. In Odessa z. B. sollen — allerdings in der ersten Zeit der Revolution — von einem einzigen Henker innerhalb von zweieinhalb Monaten 700 Menschen niedergeschossen worden sein, und dieser Henker war ein — junges Mädchen, Wera Grebenjulow.\*;

Während der ersten acht Monate des Jahres 1930 betrug die Zahl der in Sowjetrußland gefällten Todesurteile „nur“ 547. In einem einzigen Monat wurden rund 100 Menschen erschossen. Wobei es sich natürlich fragt, ob diese Zahl nicht etwa nur die offiziell zugegebenen Opfer betrifft.\*\*;

Von dem ungeheuern Umfange dieser amtlichen Schlächtereien kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß die Zahl der in den Jahren 1917—1923 „hingERICHTETEN“, d. h. abgeschlachteten Menschen die himmelschreiende Summe von 1765 065 beträgt! Diese Zahl verteilt sich auf die verschiedenen Stände und Berufe wie folgt:

Bischöfe . . . . .	25
Geistliche . . . . .	1 215
Professoren . . . . .	6 575
Ärzte . . . . .	8 800
Offiziere . . . . .	54 850
Soldaten . . . . .	260 000
Polizisten . . . . .	10 500
Gendarmen . . . . .	48 000
Beamte . . . . .	12 850
Anderer Intellektuelle . . . . .	355 250
Bauern . . . . .	815 000
Arbeiter . . . . .	192 000

Diese grauenerregenden Zahlen sind aber nicht etwa, wie ein Anwalt der Bolschewisten — und es gibt deren erstaunlicherweise genug in unserer Mitte — einwenden könnte, die verleumderische Erfindung eines „Reaktionärs“, sondern das Ergebnis einer amtlichen sowjetrussischen Statistik.

\*) „Frauen als Henker in Sowjetrußland“, von M. H., „Neues Wiener Journal“ vom 18. Oktober 1930.

\*\*) Ebenda v. 7. Oktober 1930.

## Dora Lotti Kretschmer / Bilder vom Wege.

Mein Leib will liegen  
In blumiger Wiegen . . .  
Die Seele kam her aus unendlichen Zeiten  
Und weiter fliegt sie in Ewigkeiten. —  
(Rosegger.)

Aus ist es mit der „blumigen Wiege“ für diesmal! Leise fallen gilbende Blätter darüber her; das Moospolster bräunt sich; nur die Enzianen halten noch tapfer die tiefen blauen Becherlein empor, daß die liebe Sonne sie mit letztem Goldtrank bis zum Rande fülle. Schwere, weiße Wolkenschiffe landen an den hohen Bergen. Was booten sie aus? Das Schweigen.

Aber in den Tälern, wo die schmalen weißen Straßen über Buckel und Brücken, durch Schluchten und grasige Mulden laufen, ist es, als sei erst jetzt des Jahres hohe Zeit. Leben und lustiges Lachen und Gelächte. Auf allen Alpenstraßen läutet es. Es klingelt hell, es hummert, Befolgshaft heischend, und schepert eilig. Dazwischen klingt es lind vertraut und voll. Und dann muht es. Auch dies kräftig und ausdauernd, auch dies in — wenn auch nicht so wohlwogener — Abtönung. Denn all die Herden, die jetzt von den Almen herabziehen, den heimischen, oft stundenweit entfernten Stallungen zu, sind in begreiflicher Erregung. Meistens, wenn nämlich der Sommer ohne Unglücks-

fall verlief, ist die Herde herrlich geschmückt. Gewichtig schreiten die schönsten Tiere im Glanz breiter, gestickter Halsbänder, großer, baumähnlicher Lannengewinde, mit wehenden Papierfächchen oder Blumen bestückt. Hinterdrein trippeln verdunkelte Kälber, eine Art von Cerevis in Gestalt eines schiefstehenden Kränzleins über der törichten Stirn. Und die Sennen jodeln, die Kühhuben schreien, und aus den Loren der behäbigen Bauernhäuser — deren jedes gleichsam ein Adelsitz, oft durch Jahrhunderte in der Hand der gleichen Familie — treten gespannte Zuschauer heraus. Ein Winken und Grüßen. Von manchem in üppigem Blumenschmuck prangenden braunen Holzbalkons fliegt eine Blüte herab, die sinkt am grünen Hut befestigt wird. Eilig sind schon die Nächte auf den Höhen: es ist Zeit, im Tale unterzuschlupfen. Auf allen Alpenstraßen läutet es . . .

Die sonst unumstrittenen Herren der kurvenreichen Straßen, die Autos, die das Bergland durchrasen, fühlen sich unverantwortlich gehemmt. Sie blöken, nein, sie hupen ärgerlich. Aber manchmal müssen sie nachgeben. Am Markt zu St. Johann vorm „Braunen Bären“ stehen ein paar erstklassige Wagen. Sie stehen da nicht ganz freiwillig; die Chauffeure sehen beleidigt aus. Um sie her Geschrei, Geßpengetrappel und Gemuhe. Ruhe

volles Schürfen der Röhre am Brunnen — sie stehen muster-gütig an! Juhu und Geläut — die Hupen erklingen ärgerlich an der Konkurrenz. Aus einem Fenster beugt sich ein grauer, hagerer Kopf. „Hallooh! What's the matter?“ (Was ist los?) — Unabtrieb, mein Herr! Jawohl. Und wenn Sie Mister Ford oder Hoover selber wären — erst wenn der ganze bunte, liebe Zug der rauschenden Wähe zu verschwunden ist, werden Sie weiterlaufen können. Weiter hinein in die vielgestaltige Bergwelt.

Sie taucht jetzt erst gegen Mittag aus Nebelgewölken. Aber dann liegt die Sonne so strahlend, so lieblosend auf den grünen Matten, den bunt geprentelten Waldhängen, wie vielleicht im vollsten Sommer nicht. An vereinsamten Waldwegen zeigt sich purpurn das üppige Farntkraut, durch honighell schimmernde Buchenlaubschleier blaut der Himmel. Eiskalt weht es aus den Schluchten, wo stärker die braunen Quellbäche rauschen; aber wohligh warm sind die Mittagstunden. Behufsam und dankbar läßt man sie sich munden, wie eine golddunkle, süße Traube, die — vielleicht — die letzte ist.

So geht es, wenn man vor lauter Rasten: im Wald, beim Most oder am Dorfbrunnen, nicht voran kommt! Man ver-säumt die wichtigsten Dinge. Ich habe mich, als es mir in Rißbüchel so erging, nur mit dem Philosophen trösten können, der unser Leben als eine Kette verpackter Gelegenheiten be-zeichnete. An sämtlichen Plakattafeln Rißbüchels stand nämlich zu lesen: „Seit 100 Jahren wieder einmal staunende Begeben-heit im Land Tirol! Riesin, von natürlichen Eltern geboren, zu sehen im Gasthof, wo sie wahrhaft!“ — Und ich war zwei Tage zu spät gekommen! . . . Nie würde ich dieses 22 jährige Mägdlein — 200 Kilo Nettogewicht — bewundern, nie meine Zukunft von ihr erfahren können! Und „staunende Begeben-heiten“ sind doch so selten!

In Ellmau, das in schönem, langgestrecktem Tale südlich vom Wilden Kaiser liegt, kam ich dafür gerade zurecht zu einer groß-artigen Besteigung. Führerin war Fini Hochfischer, die blond-gezopfte Siebenjährige. Es war sozusagen eine Gesellschaftsreise, da auch das fünfjährige Tonerl mitbat. Auf der dunklen, buckligen Steinsteige des alten Hauses, die steil ins Dunkle weist, kletterten wir drei auf und ab. Wir hielten uns am eisernen Lehkfess und rutschten am Ende, weit zurückgebeugt, gleich der hochroten Führerin, glücklich in die Tiefe. Es war geschafft. Unverletzt konnten wir für 20 Groschen Himbeerbombons mit-sammen verzehren.

Als ich am nächsten Tage durch Lawinengeröll zur Klamm hinauffstieg, konnte ich die erworbenen Kenntnisse verwerten. Freilich: die Tauern- und Zillertaler Alpen, die über dem herbstbunten Land im pfirsichfarbenen leuchtenden Abendkleide vor einem Himmel von diamantener Klarheit standen, das hatte Fini doch nicht zu bieten vermocht. Als ich wieder im Wiesen-duft des Tales war, loderten die Schroffen des Kaisers, der all-sommerlich so manches Todesopfer fordert, wie reines Gold. Morgen der „Kirta“ verspricht schön zu werden.

Auf der Böschung an der Straße steht zwischen gilbenden Kastanien ein Kreuz. Ueber dem Haupte des Heilands gießt ein Lämpchen rosiges Licht aus. Hell beschienen sind die ge-breiteten Arme. Zwei Mädchen und ein Bursch hocken im

Rastanien Schatten auf der Bank darunter und üben für morgen. Auf und ab steigt das Lied, der Sopran schwebt lieblich voran. Morgen werden die Sängerinnen mit lichten Seidenschürzen und mit langen, vom hoch auf dem Zopfkranz thronenden, gold-bordierten Hute niederwallenden, schwarzen Bändern zur Kirche gehen. Und abends werden sie tanzen und singen.

Das Lied des Jahres, das anhebt mit Feiertagsklang, jubiliert im Blührausch und orgelhaft hinüberschwingt ins Reifen und Ernten und Danken: rein und stark ist sein Rhythmus im Bauernland zu spüren. Nun klingt es aus. Der Heiland lächelt. Ein zarter Schein fällt auf seine Brust; es ist, als schübe sein Herz im Takt des Liedes.

Im Südosten des mächtigen Alpengebietes klingt nun bald eine Glocke an, die nur einmal in jedem Jahr ertönen darf. Seit vor elf Jahren in schweren Kämpfen das Rärntner Volk sein Gebiet vom habfüchtigen Feind befreite und sich das Recht der Abstimmung erkrochte, tönt immer am Gedanktage der helle Glockenruf von Klagenfurt her über die Seen. In all den alten Ortschaften am Wörther See vernimmt man ihn, und die Anrainer, die einst von venezianischen Gondolieren die Schiff-fahrt erlernten, schauen gedankenvoll auf zu dem bleichen Grenz-wall der Karawanken. Voll Hoheit ragen sie, die Stirnen überwallt von der stahlblauen und silbrigen Helmgier sich träufelnden Gewölke. Sie wachen.

Von der schönsten Burg dieses Grenzlandes, tief im Südosten, von der prächtig erhaltenen Beste Hochofterwiz aus, sieht man jenseits der Berge noch eine silberne Kette sich spannen: die Julischen Alpen. Doch ehe sie, Gipfel um Gipfel, auftauchen, muß man den hohen Burgberg hinanstiegen, durch sonnen-flimmernden Wald, und hindurchgehen durch die vierzehn Tore, die den rund um den Regal führenden Weg trutzig sperren. Die meisten sind noch mit grünlichem Schiefer gedeckt, aber jedes weist besondere Gestalt, eigenen Schmuck. Am schönsten ist das Rhevenhüllertor. Die Grafen Rhevenhüller sind heute wie vor Hunderten von Jahren Herren der Burg, deren heutige Anlage aus dem 16. Jahrhundert stammt. Genannt wurde sie schon im 9. Jahrhundert. Der gewaltige Triastal-Regal im weiten Tale, nahe von St. Veit, der alten Herzogsstadt, wo einst Walter von der Vogelweide zum Lobe schöner Frauen sang, ist so recht der Mittelpunkt des burgenreichen Landes. Im Tale führt die Römerstraße vorüber, die nach Aquileja ging, und nahe ragen die Vier Berge auf, die den Kelten die vier Weltberge waren. Am dritten Freitag nach Ostern verbindet eine Wallfahrt diese vier heiligen Zöllfeldberge. Fackelschwingende Wallfahrer laufen, fast rennend, vom Helenenberg im Osten, der in der Vorzeit dem Lichtgott Mithras geweiht war, quer übers Zöllfeld nach Süden zum Ulrichsberg, dann nach Westen zum Weitsberg und endlich gen Norden zum Laurenzberg. In 24 Stunden muß der Lauf, der dem Weg der Sonne entspricht, beendet sein. Dann wird die heilige Messe gelesen, wo vor Jahrtausenden dem Dionysos geopfert wurde. Nordwärts geht es. Die Saualpe ist schnee-weiß bis zum Wald. Im Süden aber, immer, immer wieder, ragt noch Hochofterwiz vor dem duftigen Blau der Karawanken. Sie sind wie ein Symbol der Ewigkeit. In mir summt Rosleggers lebendige Stimme:

„Die Seele kam her aus unendlichen Zeiten  
Und weiter fliegt sie in Ewigkeiten. . .“

## Emil Maris / Kohlenfrühstück.

Was für den Sportler der Wettkampf, für den Waidmann die Herbstjagd, das ist für die Marine das Kohlen.

Zeitig früh soll es losgehen. „Sieben Uhr klar zum Kohlen,“ lautet der Befehl, aber schon am Abend vorher beginnt ein geheimnisreiches Durcheinander. Schwarze Taue liegen überall an Deck, die besten Fußangeln, die man sich denken kann. Vier Mann von der ersten Division ölen die Winden. Der lange August von der zweiten schleppt Segeltuch von unheimlichen Ausmaßen herbei, das er vor die Bullen hängen wird, des Kohlenstaubes wegen. Heinrich, der Junggast, kramt mit listiger Miene in seinem Spind; er plant für morgen eine besondere Ueberraschung; und in der Kombüse braut der Koch einen ganzen Bottich zarttröcklicher Limonade.

Sieben Uhr morgens. Eine totale Sonnensinsternis setzt ein. Alle Bullaugen sind fest geschlossen und verhängt. Tropische Hitze kommt auf. Das Wohndeck gleicht einem Backofen. Also schnell auf das Achterdeck geflüchtet!

Ist das noch die Schanze von gestern abend, die nach altem Vorrecht den dienstfreien Offizieren als Erholungsplatz zuge-wiesen ist? Gestern abend war es hier so blühhauber und friedlich. Man ging behaglich auf und nieder und plauderte von vergangenen Tagen. Der Mond warf einen matten Glanz auf das blinkende Metall hier und dort. Jetzt ist alles anders geworden. Die Vorbereitungen zum Kohlen haben auch dieses

Plätzchen mit einem nüchterngrauen Ton staubiger Unbehaglich-keit überkleidet.

Ein Schlepper bringt zwei riesige Prähme längs. Sie sind bis an den Rand mit Kohlen gefüllt. Neuhundert Tonnen; der Wintervorrat für eine kleine Stadt. Bootsmannspfliff. Was springen denn da für Gestalten an Deck? Ein toller Carneval. Apachen, halbnaakte Chinesendulis, verwegene Wanderburschen mit verbeulten Zylindern auf dem Kopf, alles ist vertreten. Einer trägt zu einer dunkelbraunen Badehose einen ehrwürdigen Tropenhelm, der sich aus Deutschlands Kolonialzeit in die Gegen-wart herübergerettet hat. Und Heinrich, der gestern so lange im Spind herumkramte, hat einen richtigen Damenhut aufgesetzt. Mit Mohnblumen und einer echten Hahnenfeder garniert. Es ist eben Tradition bei der Marine, daß beim Kohlen jeder einzelne die Kleiderfrage nach ureigenstem Belieben löst.

Das Kohlen beginnt. Unaufhörlich steigen die mächtigen Körbe an den Tauen empor, werden über den Schüttlöchern entleert und fliegen wieder in den Brahm. Ein richtiges Wett-schaufeln. Die Leute verwandeln sich langsam in Neeger. Das erhöht die Stimmung. Humor ist der beste Helfer bei der schweren und unangenehmen Arbeit. „Feste, feste,“ ruft da ein schwarzer Jüngling, dessen nackter Rücken dampft, seiner Gruppe zu, „drüben an Steuerbord sind sie uns schon etwas voraus, aber wir müssen zuerst fertig werden.“ Wer ist denn dieser fleißige

Schipper? Ein junger Leutnant zur See, Artillerist von Beruf. Es ist ebenfalls Tradition, daß das Kohlen zu den „Allemannsmänövern“ zählt, und daß auch die Offiziere Hand anlegen, soweit sie nicht durch einen anderen unaufschiebbaren Dienst in Anspruch genommen sind.

Unablässig spielt die Bordkapelle. Märsche, Volksweisen, den neuesten Tango. Bald auf der Brücke, bald auf dem Bootsdeck, dann wieder auf der Hütte; denn alle Schipper sollen etwas davon haben. Auch hier wird Schwarz allmählich Grundfarbe. Der Kohlenstaub kitzelt beim Spielen ganz verteuft die Nase. Macht nichts, Musik verschönt das Leben. Besonders beim Kohlen.

Der Wachoffizier ist nur an seiner Schärpe erkenntlich, sonst könnte man ihn sehr wohl für einen Hererohäuptling halten. Spannend wie er ist, hat er aber auch nicht die beste Uniform angezogen. Sein Dienst ist heut besonders mühsam. Neben der Aufsicht über die Arbeit hat er die hundert Einzelheiten des Tagespensums zu erledigen. Und sollte ein Fremder die läbliche Absicht hegen, dem Schiff einen Besuch abzustatten, etwa ein Hausierer mit Waschseife, der sich im Hinblick auf die kommende Generalreinigung aller ein besonderes Geschäft verspricht, dann muß er ihn höflichst das Fallreep hinunterkomplimentieren. Das Kohlen spannt jeden Mann ein.

Ein leichter Nordwest kommt auf. Es fängt leise an zu regnen. Das schlägt den Staub nieder. Die Gesichter und Rücken tigern sich. Prachtige Schwarzweißmodelle entstehen. Aber man braucht jetzt wenigstens nicht stoof zur Simonadentanne zu laufen und den Hals durch einen Trunk zu reinigen.

„Backen und Banken“ wird heut nicht gepfiffen. Es gibt keine Essenszeit. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen! Wer zu großen Hunger hat, springt schnell in die Kalematte hinunter

und verschlingt einen Happen. Dasselbe gilt für die Offiziersmesse. Gedeckt wird nicht. Jeder erhält, wenn er kommt, ein kräftiges Mannschafteffen. Erbsen mit Bockwurst. Oberleutnant G. leistet sich dazu eine Flasche Bier. Ohne Trinkglas natürlich, damit die einheitliche Note des Tages gewahrt bleibt.

Ein Kreuzer der „Emden“-Klasse fährt langsam vorbei. Schlang und schnittig wie ein Rennwagen. Aus seinen Schornsteinen steigt keine Rauchwolke auf; nur heiße, unsichtbare Luftschwaden. Die Mannschaft drängt sich an die Reeling, das ungewohnte Schauspiel des Kohlens drüben zu betrachten. „Ihr“ Schiff hat Voffeuerung, dafür geht ihm ein gut Stück Romantik abhanden. Keine Rauchfahne ist sein Begleiter, kein schwarzer Mantel hüllt es bei hoher Fahrt in seine Falten.

Nun noch schnell einen Blick in die Bunker, im Innern des Schiffes, wo die Leute die Kohlen verstauen! Eigentlich kann hier von „blicken“ nicht die Rede sein. Schwarzer, undurchdringlicher Staub hüllt alles ein. Durch Brillen geschützt, einen feuchten Schwamm vor dem Mund, verrichten hier die Leute den schwersten Teil des Kohlens.

Ein paar Röhne umkreisen das Schiff. Das sind die „Kohlenkreuzer“, Schiffer, die aus dem Kohlen ihren bescheidenen Vorteil ziehen. Mit besonders gebauten Netzen holen sie aus dem nicht allzu tiefen Grund die Kohlenstücke heraus, die während der Arbeit ins Wasser gefallen sind. Wenn sie dabei noch eine Konservendbüchse oder sonst etwas Brauchbares herausfischen, ist ihre Freude um so größer.

Sieben volle Stunden wird ununterbrochen geschauvelt, dann sind die Brähme leer. Die Mannschafte abmet auf, das Schiff hat sein Kohlenfrühstück für vierzehn Tage erhalten.

Schon ergießen sich ganze Wasserfluten über das Deck. Das Kohlen ist bendet, „Keinschiff“ ist die Parole.

## Hans Adalbert Berger / Der Dichter.

Mannigfache Enttäuschungen seines nicht mehr jungen Lebens hatten dem Dichter Manfred Sorge doch nicht die Kindlichkeit eines unverbrauchten Herzens nehmen können. Die größte, die ihn mit ihren niederziehenden Folgen durch sein ganzes Leben, sobald er es bewußt begriffen hatte, begleitete, war die Entdeckung körperlicher Unvollkommenheit. Die ungleichen Schwestern Schönheit und Häßlichkeit hatten schon bei seiner Geburt zu gleichen Teilen Besitz von ihm ergriffen, so aber, daß die langsamere Schönheit sich mit dem begnügen mußte, was ihr die vorlaute Häßlichkeit übrig ließ: die dem sinnlichen Eindruck entzogene Seele. Die aber entschädigte ihn reichlich für den Mangel an Wohlgestalt. In der Stille seiner Zurückgezogenheit von der lauten Welt erblühten ihm zeitig schon die erträumten Wunder seines Herzens, und mit der ganzen einseitigen Macht seiner aufwuchernden Innerlichkeit ergriff er jede Gelegenheit, die seiner einsamen Weltverachtung neue Nahrung gab. Als er schließlich an den ersten Erfolgen seiner Einbildungskraft die Gewißheit ermaß, sein starrer Glaube an Dichterglück habe ihn nicht betrogen, war er entschlossen, seine heimliche Sehnsucht nach leiblichem Ebenmaß wie unnützen Ballast endgültig über Bord zu werfen.

Die Stadt, in der er seit der Begründung einer eigenen Existenz lebte, war ihm ein ewig sprudelnder Quell der Anregung für sein Schaffen geworden. Konnte er selbst nicht, glücklich gebend und beglückt empfangend, Mittelpunkt eines eigenen Familientreffes sein, so fühlte er sich zu den Menschen dieser Stadt, ihren täglichen Beschäftigungen und Zerstreuungen wie zu verwandtem Blute hingezogen. Sei es, daß er im Theater, in Konzerten oder sonstigen Darbietungen seinen eigenen Herzschlag mit dem der unbekannten Menge in eins zusammenklingen spürte, sei es, daß er innerlich aufjubelnd in den Wogen des Straßenlebens untertauchte: stets war er vom warmen Hauch gleichgesinnter Menschen umspült. Dann vergaß er, was ihn doch ewig unvereinbar von dem vollkommenen Wesen der äußeren Erscheinung trennte, seine Häßlichkeit.

Nie sah man ihn in Gesellschaft anderer; und wie es nach außen hin schien, so war es in der Tat: er hatte keinen Freund oder anderen vertrauten Umgang. Daran hinderte ihn die hilflose Menglichkeit seines zu kurz gekommenen Aeußeren, die noch gesteigert wurde durch das Uebergewicht seiner ganz in sich gelehrten Traumnatur. Statt durch die persönliche Freundschaft mit einzelnen war er ja dadurch mit allen Menschen der Stadt seelisch verbunden, daß er sie zum Gegenstand dichterischer Berklärung machte. Und wenn er im Vorüberschreiten der allabendlich Dahinschlendernden manch heimlichen Blick, bisweilen rückwärts gewandt, auf sich gerichtet sah, fühlte er es darauf zurück, daß man in ihm den Dichter erkannte. Denn sein dichterisches Schaffen ging außer durch öffentliche Vorträge vermittels der Zeitungen, die seinen Namen fast täglich enthielten, als eine gang-

bare Münze von Hand zu Hand. Ein besonderes Glück aber war es jedesmal für ihn, wenn die Augen der Mädchen wie ein verstoffenes „Grüß Gott, Herr Dichter!“ süß vertraulich auf ihm ruhten. Die Wahrheit, hinter die sein gläubiges Gemüt niemals kam, war jedoch, daß sein häßliches Aeußere, das zudem in einer altmodischen, wenn auch originellen Hülle steckte, die Aufmerksamkeit müßiger Spaziergänger erregte.

Eines Tages, im Frühjahr, erkrankte der Dichter an einem Leiden, das seinen Sitz mehr in einer ungefüllten Sehnsucht des Gemüts als in seinem leiblichen Organismus hatte. Vielleicht war es die früher als sonst erblühte Natur, die seinen einsamen Sinn, statt mit neuen Hoffnungen, mit lastender Schwermut erfüllte. In sein Zimmer gefesselt, mußte er nun auf seinen täglichen Spaziergang und die liebgewonnenen eingebildeten Bekanntschaften der Straße verzichten. Diese hatten sogleich das Ausbleiben des eigenartigen Unbekannten bemerkt, dessen Erscheinung zu dem vielgestaltigen Straßenbild gehörte wie der kräftige Schlagshatten zu einem hellbelichteten Gegenstand. Die Mädchen zumal reckten vergebens die Hälse nach ihm, vergaßen auch nicht, die mutmaßliche Ursache seines Fernbleibens, sowie überhaupt die Grundfrage seiner rätselvollen Persönlichkeit nachdrücklich zu erörtern.

Da zog das Bildnis des Dichters, im Schaufenster einer Kunsthandlung, die Blicke der Vorübergehenden auf sich. Darunter stand: „Manfred Sorge, der zurzeit erkrankte Dichter“. Die charakteristischen Züge der Unschönheit hatte der Maler, wenn auch künstlerisch verklärt, übereinstimmend festgehalten und nahm dem Beschauer jeden Zweifel, daß der fragwürdige Unbekannte wirklich dieser Manfred Sorge war. Viele erinnerten sich nur in erneuertem Durchkosten der verträumten Stunden, die der Dichter mit seinen Gaben ihnen bereitet hatte. Und in jedem brannte ein stiller Wunsch für seine baldige Genesung.

In jungen, verliebten Mädchenherzen aber keimte ein sonderbarer Entschluß. Auf dem erfinderischen Grund der einzelnen dankbaren Zuneigung zuerst entstanden, dann von Mund zu Mund einstimmig weitergetragen, ergriff die weibliche Jugend der Stadt wie ein Lauffeuer der Blau, dem alten Dichter eine duftende Blumenhuldigung darzubringen.

Das niedrige Häuschen, dessen Giebel der Dichter bewohnte, lag in jenem verwinkelten Teil der Altstadt, den zu betreten außer seinen Bewohnern nur Zeitungsfrauen und Boten bei ihren täglichen Bestellungen Veranlassung hatten. Dorthin gab es nun wie in verabredeter Nachmittagsstunde ein festliches Wandern froher Mädchenscharen, die mit ihren hellen Blumensträußen das Bild wandelnder Gärten darboten. Da war überall ein erstauntes Fensteröffnen und ein verdäutes Neugen von ältlichen Hausvätern und Müttern, die glaubten, von einem Gaukelspiel ihrer Sinne genarrt zu werden. Endlich waren die eigenartigen Gratulanten in einer straßentiefen, undurchdring-

# Schönheit.

Wenn die scheidende Sonne über blühende  
Bergwiesen geht,  
Daß ihr schimmernder Schleier goldgrün über  
die Matten weht,  
Gleitet auch über ernst-dunkle Wälder  
ein Lächeln mild  
Verklärend zartfarbene Wolken erglüh'n . . . ein  
wonniges Bild!

Und seine Süße dringet hinein in der Seele  
tieftes Gemach,  
Läßt leis wieder blüh'n, was das Leben grausam  
zerbrach.  
Nie kann ja ganz vergeh'n, wer Dich sucht und  
versteht,  
Himmlische Schönheit der Welt, die auf den  
Bergen weht!

Margarete Börner-Bunzlau.

lichen Mauer versammelt. Von Hyazinthen, Beilchen, Flieder und Maiglöckchen lag es wie eine duftgeballte Wolke über der Demonstration, stieg einlaßbegehrend zu dem Siebelfenster empor und stahl sich wirklich in die Nase des kranken Dichters, daß er, betäubt mehr als begreifend, das Fenster weit öffnete und nach der Ursache der Wohlgerüche Ausschau hielt. In diesem Augenblick aber erscholl, aufwärts gerichtet, hundertstimmiger Mädchen- gesang, ein kleines Frühlingslied, das alle guten Wünsche für des Dichters Gesundheit umschloß. Gerade noch konnte der also Ueberraschte in seiner dürftigen Bekleidung vor so vielen Blicken sich zurückziehen. Das Herz klopfte ihm zum Zerschpringen. War ihm dies Ständchen zugebracht? Es mußte wohl so sein. Aber er hatte gar keine Zeit zum Besinnen. Denn schon strömte es die knarrende Stiege herauf, klopfte vielstimmig an seine Tür, die er, rasch mit dem Nötigsten bekleidet, öffnete. Und jetzt quoll ein viel zu dicker Mädchenknäuel ins Zimmer herein, füllte es drängend an, bis schließlich ein beherzter Mund die Rede von goldenem Herzen, Zauber der Persönlichkeit, Dichternuhm und treuer Dankbarkeit an den Dichter richtete. Nach einem „hoch!“, das sich durchs Innere des Hauses auf die Straße fortpflanzte,

nahm der Gefeierte die unzähligen Blumengeschenke entgegen, indem seine anfänglichen Dankesworte bald in tränenerstickte Rührung übergingen. Als endlich die letzte Gratulantin ihren duftigen Gruß überreicht hatte, gewahrte der Dichter in nachdenklicher Ergriffenheit, daß sein Zimmer fast wie ein Sarg unter der Blumenfülle begraben war.

Zu seinem freudigsten Erstaunen aber fühlte er sich danach so gesund und gekräftigt, daß er an seine Krankheit, die ihn doch noch vor Stunden gequält hatte, ernstlich nicht zu glauben vermochte. Nur ein seliges Glücksgefühl spannte sich wie die Seiten seiner zaubergewaltigen Seelenharfe über ihn hin. Zu neuen schöpferischen Taten war er aufatmend entflammt.

Und nun waren es wirklich die schwärmerischen Blicke und die ehrerbietig gesenkten Köpfe der Mädchen, die ihm und seinem Dichterrufe galtten, wenn er, beseligt die freundschaftlichen Grüße erwidern, durch die Straßen schritt.

Sogar Briefe von verliebter Hand, oft mit nützlichen Angebinden besetzt, fanden jetzt bisweilen den Weg zu seinem einsamen Dichterstübchen . . .

## Hertha Pohl / Der Verzicht.

Das Geläut der Mittagsglocken war noch nicht ganz verklungen, als die blondzöpfige Eva mit ihrer Schulmappe durch die Mauergasse gelaufen kam. Die Mutter hatte gerade ein Mäpfschen mit Obstmus zum Auskühlen aufs Fensterbrett gestellt. Nun bog sie den Kopf vor.

„Du bist heute aber schnell da, Kind!“

Eva schwang sich auf dem Mauerabfah in die Höhe. Lachend steckte sie ihr heißes Gesicht durchs Fenster.

„Mutti, denk mal: in acht Tagen ist Schulpaziergang. Und ich — ich darf die Fahne tragen!“ berichtete sie atemlos. Mit stolz zurückgeworfenem Köpfschen sah sie die Mutter erwartungsvoll an. „Gelt, Du kaufst mir ein weißes Kleid?“ fügte sie schmeichelnd hinzu. „In dem alten, roten kann ich als Fahnen-trägerin doch nicht gehen!“

Die Mutter seufzte. „Ich will mal sehen —“

Etwas enttäuscht zupfte Eva an ihrer Zopfschleife. „Die Fahne ist so schön,“ meinte sie nach einer Weile. „Fräulein hat sie uns in der Pause gezeigt. Auf blauer Seide ist eine goldene Spindel gestickt. Und dicke Quasten hängen an den Schnüren. — O Mutti, Du mußt an die Gartenmauer kommen, wenn der Zug vorübermarschiert. Und sobald ich Dich sehe, schwente ich die Fahne — die schöne Fahne!“

„Ja, ja!“ Die Mutter lächelte gezwungen. „Komm nur jetzt ins Haus. Wir wollen Mittag essen. Großmutter wartet schon.“

Nun saßen sie zu dritt am einfach gedeckten Tisch und ließen sich Rührei und Salat schmecken. Eva plauderte über das bevorstehende Fest. Bei der Großmutter fand ihre Mitteilung, daß sie die Fahne tragen dürfe, begeisterte Aufnahme.

„Das ist mal eine Ehre!“ meinte die alte Frau. „Natürlich bekommst Du ein hübsches, neues Kleid,“ ihre weiße Hand strich

liebkosend über den Scheitel der Enkelin. „Ich gebe etwas Geld zu Hilfe.“

Evas Augen begannen zu glänzen. Ein rascher Blick suchte die Mutter. Aber Frau Bürger fand kein ermunterndes Wort.

„Es ist nicht allein das Kleid,“ wandte sie bedrückt ein. „Wenn das Kind in der ersten Reihe geht, muß es auch neue Schuhe und Strümpfe haben. Ich weiß nicht —“, sie brach ab. Ein mahrender Blick der alten Frau hatte sie getroffen. Unter einem Vorwand schickte sie die Kleine aus der Stube.

Eva war zögernd über den Hof gegangen. Eine Weile guckte sie den Raninchen zu, die mit flinken Mäulchen am Salatbafall knabberten. Jetzt hörte sie durchs offene Fenster Stimmen. Wie sie vermutet hatte, wurde drinnen das unterbrochene Gespräch fortgesetzt. Die Kleine schlich sich von Neugier geplagt näher und spitzte die Ohren . . .

In der Küche berieten sich die Frauen über die notwendigen Anschaffungen. Die Mutter hatte die Hand gegen die Stirn gelegt. Ihr schmales Gesicht war kummervoll verzogen.

„Ich wollte es vor dem Kinde nicht sagen, daß ich kein übriges Geld habe,“ nahm sie schwer das Wort.

„Das war auch besser so. Wir wollen Evchen doch nicht die Freude verderben.“

„Ja, aber — was soll ich denn machen?“ Frau Bürger rückte unruhig das Salzfaß auf eine andere Stelle. „Was Du mir zu Hilfe geben kannst, reicht doch auch nicht hin und her.“

Die Großmutter strich sich mit Daumen und Zeigefinger das Kinn. „Das Kleid könnte man selber nähen,“ überlegte sie. „Fräulein Gebhard würde uns gern einen Schnitt borgen.“

„Das ist wahr. Aber erst muß doch der Stoff besorgt werden. Und die Schuhe —?“ „Die könntest Du am Ersten von Deiner Rente bezahlen.“

„Ach geh mir nur!“ Die Mutter schüttelte den Kopf. „Auf Borgereien laß ich mich nicht ein! Man weiß nie, was dazwischen kommt, und dann sitzt man fest.“

Die alte Frau verschränkte ihre Hände im Schoß. „Hättest Du nicht etwas Geld zurückgelegt?“ murmelte sie. Ihr Blick ging an der Schwiegertochter vorüber.

Frau Bürgers Brust hob ein tiefer Seufzer. Erst nach Minuten nickte sie. „Du weißt, wofür das Geld bestimmt ist. Mutter,“ sagte sie leise. „Drei Jahre freue ich mich darauf, meine einzige Schwester noch einmal besuchen zu können. Aber immer, wenn ich das Reisegeld mühsam erübrigt habe, kommt etwas dazwischen. Heut nachmittag wollt ich endlich eine Karte nach Langenberg schreiben. Und nu —,“ sie brach ab...

Draußen unter dem Fenster stand noch immer die kleine Laischerin. Ihr Gesicht hatte sich in die Länge gezogen.

Begann ihr das Gespräch Unbehagen zu bereiten? Wollte sie nicht mehr hören?

Sie lief plötzlich davon. Abgebrochen vor sich hinstummend begann sie, mit ihrem Ball zu spielen.

Eine Weile später trat die Mutter in die Hoftür. Sie winkte Eva zu. Mit unruhigem Mienenspiel näherte sich das Kind.

„Nun höre einmal zu, Evchen!“ Die Mutter hatte der Kleinen sanft das Kinn in die Höhe gehoben. „Du sollst doch die Fahne tragen! Ich will sehen, daß ich Dir Kleid und Schuhe kaufen kann.“

Eva blickte überrascht auf. Das hatte sie nicht erwartet. — Und doch brach die Freude noch nicht durch. Sie konnte sich nach dem Gehörten gut denken, woher das Geld zu den Anschaffungen kam.

„Ja, aber, Du sagtest doch —,“ sie schluckte und senkte scheu den Blick. „Ich — ich hab' nämlich ein bißel gehorcht.“ Die Mutter drohte ihr mit dem Finger. —

„Nun, nun, laß es gut sein und frag nicht!“ Sie lächelte ein wenig müde... „Du kannst bald ins Schuhgeschäft am Markt gehen und Dir zwei oder drei Paar Halbschuhe zum Ausuchen mitgeben lassen. Einstweilen zahlst Du drei Mark an. Am Abend besorge ich dann den Kleiderstoff und bringe Herrn Böhm den Rest. Hast Du verstanden?“

Eva nickte. Vor ihrem nach innen gerichteten Blick gaukelte lustig eine Fahne. Auf blauem Grund glänzte die goldene Spindel. Sie glaubte Musikklänge zu hören...

„O, Mutti!“ Das Mädchen sprang plötzlich in die Höhe. Selbstkürlich drängte es den lästigen Gedanken, daß die Mutter ein persönliches Opfer brachte, um ihr zur Freude zu verhelfen, zurück. Aber Evas Freudigkeit äußerte sich zu laut, um echt zu sein...

Um den Weg abzukürzen, war die Kleine in den parkähnlichen Garten eingebogen, der die Mauerstraße mit der inneren Stadt verband. Eigentlich war der Durchgang verboten. Aber der alte Gärtner blickte gutmütig zur Seite, wenn er die kleine Blondzöpfige bemerkte.

Das Sonnenlicht brach sich in den breiten Lindenkronen. Zitternde Goldkringel huschten über den Weg. Bienen summten ihre einschläfernde Weise. Aus üppigem Wiesengras hoben Bergfameinicht und Glockenblumen neugierig ihre Köpfschen.

Die kleine Eva war ins Schlendern geraten. Bersonnen blickte sie umher. Die Johannisbeeren waren in den letzten Tagen reif geworden. Wie durchsichtig rote Perlenfransen schmückten sie die Sträucher. Ein Trauermantel gaukelte sonnenbrunten über der Wiese. Durch die Gräserwildnis wand sich bedächtig eine große Schnecke.

Plötzlich blieb das Kind stehen. Ein feuerroter Ball, groß wie eine Kegelkugel, rollte langsam über den Weg und blieb zu ihren Füßen liegen. Eva sah sich suchend um. Erst nach einer Weile bemerkte sie hinter der riesigen Eiche, deren Stamm vom Blitz in zwei Teile zerrissen war, ein weißgekleidetes Mädchen, dem der Ball gehören mochte. Es schien keine Lust zu haben, sich nach seinem Spielzeug umzusehen. Mit matt herabhängenden Armen blickte es verloren über das Gräsermeer.

Mit großen Augen staunte Eva das fremde Kind an. Schwarzes Haar legte sich wie eine seidig glänzende Kappe um ein zartes Gesicht. Das weiße Kleidchen war mit spizenbesetzten Rüschen garniert. Um den Hals schlang sich eine Korallenkette. Weiße Söckchen und Schuhe bekleideten die Füße. —

Die kleine Träumerin unter dem Eichenbaum war leicht zusammengesunken, als ihr Eva mit kräftigem Schwung den Ball

zurwarf. Aber sie griff nicht zu, sondern ließ ihn ruhig ins Gras fallen.

Die Blonde starrte sie verblüfft an. „Warum spielst Du denn nicht mit Deinem schönen Ball?“ sie sagte es in vorwurfsvollem Ton.

„Ach, er ist so schwer! Allein macht's auch keinen Spaß.“

„Hast Du kein Schwesterchen?“

„Nein, ich habe bloß ein Fräulein. Dort unten auf der Bank sitzt sie. Siehst Du?“

Eva nickte. „Willst Du mit mir spielen?“ fragte sie dann zuversichtlich. „Etwas Zeit habe ich schon. Hinten im Eisteller ist nasser Sand. Wir könnten uns davon holen und Kuchen backen, weil Dir doch der Ball zu schwer ist. — Wie heißt Du denn?“

„Dagmar.“

„Das ist ein feiner Name. Gehört habe ich ihn noch nie. — Ich heiße bloß Eva. Nu komm aber. Dein Fräulein wird Dich wohl nicht gleich suchen.“

Dagmar schüttelte den Kopf. „Fräulein liest jetzt ein dickes Buch und hat gar keine Zeit, an mich zu denken,“ erklärte sie altklug.

Die beiden Mädchen hatten ihre Hände ineinander gelegt. Aber nun bog Dagmar vom Wege ab, um auf die Johannisbeersträucher zuzulaufen.

„O, Du — hier dürfen wir nicht gehen!“ Eva suchte furchtsam ihre Begleiterin am Arm zurückzuhalten. „Wenn uns der Gärtner erwischt, schimpft er.“

„Aber Dagmar schüttelte überlegen den Kopf. „Der Gärtner ist doch bei meinem Onkel angestellt. Ich bin zum Besuch hier und kann gehen, wohn ich will. Und Johannisbeeren darf ich mir auch abpflücken.“

„Da hast du's aber gut!“

„Ach, ich mag die Beeren gar nicht. Sie sind mir zu sauer.“

Eva blickte begehrtlich nach den roten Traubchen. Daß jemand Johannisbeeren nicht mochte, begriff sie nicht.

„Du kannst Dir ruhig welche abpflücken,“ kam die kleine Dunkelhaarige ihren Gedanken zuvor. Und nun lächelte Dagmar zum ersten Male. Sie hatte gesehen, daß sich ihre neue Bekannte mit dem roten Zünglein die Lippen leckte.

Eva hatte sich unter einen Strauch gehockt und stopfte sich den Mund voll Beeren.

Dann ließen die Mädchen Hand in Hand zum Eisteller. Eine große Kreuzspinne hing über dem Eingang und schien sie lauern anzusehen. Dagmar wich erschrocken zurück. Auch Eva machte ängstliche Augen. Es dauerte eine Weile, bis sie den Mut fand, in den modrig riechenden halbdunklen Keller vorzudringen und einen alten Gartenkorb mit Sand zu füllen.

Und dann begann ein fleißiges Scharren und Klopfen. Aus Steinchen und schimmernd weißem Sand entstand allmählich ein Gärtchen, in das kleine Hände Blumen und Gräser pflanzten. Die Mädchen spielten so eifrig, daß sie es nicht merkten, wie die Zeit verging. Erst als in der nahen Ziegelei die Dampfpfeife durchdringend tunkte, sprang Eva auf.

„Nu muß ich aber gehen. Ich soll noch was besorgen. Die Mutti wird schon warten.“

Auch die kleine Dagmar war aufgestanden. Mechanisch klopfte sie den Sand vom Kleid.

„Auf mich wartet niemand,“ sie sagte es kaum verständlich. Ihr Blick irrte traurig zur Seite. „Als ich drei Jahre alt war, ist mein Mütterchen gestorben. Und nun gibt mir niemand mehr ein Rüschen —,“ sie brach ab. Ihre großen, grauen Augen füllten sich mit Tränen.

Eva hatte die Jüngere in scheuem Mitleid angesehen. Aber dann strich ihr Blick sinnend über die Wiesenfläche. An einem roten Dachzettel, der über die Gartenmauer guckte, blieb er haften. Dort, unter dem kleinen Dach, war sie zu Hause.

„Meine Mutti gibt mir viele Rüschen,“ murmelte sie selbstvergnessen. Ein süßes Lächeln spielt um ihren Mund. „Und gut ist sie — ach Du!“ Sie atmete tief auf. „Heute hat sie mir ihr Spargeld gegeben, — sie wollte damit zu Tante Paula fahren. Aber weil ich doch beim Schulspariergang die Fahne trage, und weil ich ein neues Kleid brauche —“ sie brach etwas verwirrt ab. Dagmar war unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten.

„Und das nimmst Du an!“ Ein befremdetester, tiefster Blick traf die kleine Blonde.

Eva schlug die Augen nieder. Ihr Gesicht begann zu brennen. Unruhig riß sie einen Grashalm ab.

„Dagmar — Dagmar!“ Ueber die Wiese kam der schrille Ruf einer Frauensstimme.

Das Kind seufzte leicht auf. Es zupfte sein Kleid mit einem Griff, der Gewohnheit verriet, zurecht und strich sich glättend

übers Haar. Mit gesenktem Köpschen trabte es davon. Unter dem Eichbaum sah sich Dagmar noch einmal nach der Spielkameradin um. Die kleine Hand winkte ihr einen Gruß zu . . .

Nun machte sich auch Eva auf den Weg. Seltsam — obwohl sie die Kirchturmuhr mahnend zum Schlag ausholen hörte — ging sie langsamer und langsamer. Sie hatte ihr Geldtäschchen hervorgezogen. Schwer wie ein Stein lag der Taler in ihrer Hand. Die Kleine sah ihn mit scheuen Augen an. Sie hatte darauf vergessen wollen, wie schwer es der Mutter geworden sein mochte, sich von dem Geldstück zu trennen. Erst die vorwurfsvolle Frage Dagmars rüttelte ihr Gewissen auf.

Die Reise nach Langenberg — wie oft hatte Mutti mit glänzenden Augen davon erzählt und von dem Häuschen am Waldrand, in dem Tante Paula wohnte. Dort wollte sie sich ausruhen und erholen.

Und nun sollte es damit vorbei sein —! Eva blieb mitten auf dem Wege stehen. Bang blickte sie sich um. Die grüne Sommerwiese kam ihr verändert vor. Wo war der goldene Sonnenschein geblieben? Warum duckten sich die Blumen so tief ins Gras?

Das Kind fröstelte. Sein kleines Herz schlug dumpf. Der Taler in ihren Händen begann zu brennen; wie gestohlenen Gut.

Eva seufzte tief auf. Kam ihr ein befreiender Gedanke? Sie warf plötzlich die blonden Zöpfe zurück und dann eilte sie auf das Gartentor zu. Erst als sie auf dem Marktplatz angelangt war, hemmte sie ihren Schritt. Ein kurzer Blick streifte das Schaufenster des Schuhgeschäfts. Gleich in der ersten Reihe standen braune Schuhchen mit zwei Spangen. Fein sahen sie aus! Und der dicke Herr Böhm lehnte in der Ladentür und lächelte sie erwartungsvoll an, so schien es ihr . . .

Aber Eva blickte plötzlich angestrengt auf die andere Marktseite.

Zwei Minuten später stand sie am Schalter des kleinen Postamtes. Für acht Pfennige, die ihr die Großmutter in Abständen geschenkt hatte, kaufte sie eine Postkarte. Als hätte sie ein Kleinod erhalten, drückte sie die Karte aufatmend ans Herz.

Und wie? — lief sie durch den Park. Die Wolke, die sich verdunkelnd vor den goldenen Sonnenball gelagert hatte, war längst vorübergezogen. Wie ein zarter, aus roßigen Atomen gewobener Schleier lag es über der Wiese. Die Blumen wiegten sich im Abendwind und schienen ihr freundlich zuzunicken. Und wie lieb die Vögelchen sangen! . . .

Die kleine Eva jauchzte laut auf! Da war schon das Gartentor. Am Ende des stillen Gäßchens sah sie die Mutter mit einem Wäschekorb gehen.

Eva lief auf die kleine Frau zu und hing sich an ihren Arm.

„Mutti, sei nicht böse, daß ich so lange blieb,“ stammelte sie atemlos. „Weißt Du, ich hab' im Park mit einem fremden Mädchen gespielt. Es war so allein. Und da —,“ sie brach ab

Die Mutter zupfte lächelnd an ihren Zöpfen. „Da hast Du halt auf die Beforgung vergessen, gelt?“

„D nein, Mutti!“ Eva griff in ihr Schürzentäschchen und zog eine zerknitterte Postkarte hervor. „Du wolltest doch heute an Tante Paula schreiben. Du hab' ich Dir bald 'ne Karte mitgebracht. Und hier,“ sie schenkte fröhlich das Geldtäschchen. „Hier steckt noch der Taler drin.“

Die Mutter legte dem Kinde die Hand aufs Köpschen. Mit einem forschenden Blick sah sie ihm tief in die Augen. „Und die Schuhe —?“

Aber Eva bewegte abwehrend die Hand. „Ach, weißt Du — ich brauche sie gar nicht,“ erklärte sie mit scheinbarem Gleichmut. „Die Fahne kann besser Minchen Schulz tragen. Die ist stärker wie ich.“ Sie schluckte und versteckte rasch ihr erglühendes Gesicht in den Rockfalten der Mutter.

## Alfred Schmelz / Frau Schmidt.

Sie ist nichts Erdichtetes, die Frau Schmidt, wie etwa irgend- ein Herr Müller oder Herr Schulze in einer Geschichte, sondern sie ist etwas wirklich Vorhandenes. Ihre zehn Söhne sind auch nichts Erdichtetes, sondern sie sind ebenfalls wirklich und tatsächlich vorhanden. Wer das nicht glaubt, der frage Frau Schmidt selber und wird von allen Zweifeln geheilt sein. Wohnung, Straße und Hausnummer anzugeben, bin ich jederzeit gern bereit.

Die Leser kennen wohl alle die Epistel nach dem Römischen Messbuch am Feste einer heiligen Frau. Ich muß immer an Frau Schmidt denken, wenn ich diese Epistel lese, die etwa lautet: Sie arbeitet nach der Kunst ihrer Hände. Sie steht auf, wenn es noch Nacht ist. Sie gürtet mit Kraft ihre Lenden und stärkt ihre Arme. Es verlischt ihr Licht auch des Nachts nicht. Sie legt ihre Hand an große Dinge. Das Gesetz der Milde ist auf ihrer Zunge. Sie hat acht auf den Wandel ihres Hauses und ist ihr Brot nicht müßig. Ihre Kinder kommen empor und preisen sie selig; auch ihr Mann, er lobt sie . . . Ich konnte es mir nicht versagen, diese zahlreichen Stellen aus dem Goldenen ABC der Frau hier niederzuschreiben. Ich habe nämlich noch keine Frau gefunden, auf die sie so passen würden wie auf Frau Schmidt. —

„Grüß' Gott, Frau Schmidt! . . .“ „Grüß' Gott, Herr Sch.“ So haben wir uns schon manches Mal getroffen, wenn wir Sonntags in die Kirche gingen. „Sie haben also auch noch Zeit zum Kirchegehen,“ beginne ich das Gespräch. „Ich bin aber auch schon um drei Uhr aufgestanden,“ gibt sie zur Antwort. „Wenn man zehn Jungen hat und einen Mann, der auf die Grube geht, hat man unbedingt mit dem Herrgott manchmal etwas abzumachen.“

Ich glaube, die Leser beginnen jetzt schon aufzuhorchen und sich für Frau Schmidt zu interessieren. Ich bin deshalb bereit, ihnen Frau Schmidt noch näher vorzustellen. Frau Schmidt wohnt im Culengebirge, etwa vier Kilometer vom Unglücksgraben . . . entfernt. In einer

Wohnung von sechs Stuben und Küche? Das nicht aber in einem einstöckigen Bergmannshäufel, in dem manche moderne Frau kaum zwei Kinder unterzubringen versteht. Ihr Mann arbeitet auf der dem Unglücksgraben benachbarten X-Grube. Bewirtschaftet nebenher seine 17 Morgen Acker und ist aus erklärlchen Gründen noch sein eigener Schlosser, Schmied, Stellmacher, Schuhmacher, Schneider, Maurer und Zimmermann.

„Die ärmste Frau Schmidt! Wann mag die mal tanzen, wochenenden, kaffeeklatschen, ausfliegen, Besuche empfangen, modern sein, Romane lesen?“ So denkt vielleicht manche Leserin. Nun — ich kann verraten, daß ich Frau Schmidt noch nie in meinem Leben mit einem griesgrämigen Gesichte gesehen habe. Und ich weiß auch ganz genau, warum sie immer lächeln muß. In ihr lodern die sieben Gaben des Hl. Geistes. Sie hat schon duzendemal gespürt, daß Geben seliger als Nehmen ist, daß es süß und ehrenvoll ist, als Mutter für die Ihrigen — zu entbehren und Opfer zu bringen.

Frau Schmidt! In meinen Augen ist sie eine der tapfersten und vornehmsten Frauen, die das Vaterland in seinen Grenzen zählt. Zehn Söhne! Keine Tochter! Wir wissen, um wieviel leichter ihr das Arbeiten, das Leben fielen, wenn sie statt der zehn Söhne vielleicht acht Söhne und zwei Töchter hätte. Was werden die zehn Söhne einst für ein starkes Geschlecht bilden! Die wird kein Sturm zu knicken vermögen. Sie haben das Beten, Arbeiten und Zähnezusammenbeißen schon von Jugend auf lernen müssen.

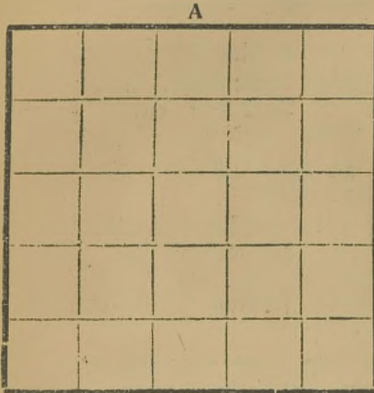
Ob Deutschland nun an solchen Frauen zugrunde gehen wird oder an ihren Gegenstücken? An den Frauen, die im Kinde den gefährlichen Konkurrenten aus dem Gebiete des Lebensgenusses sehen? Von denen Dr. Sonnenschein sagt, daß sie das Land veröden und die Geschlechter austarben lassen, wenn nur niemand an ihrem Behagen rührt! An welchen Frauen wird Deutschland dahinsinken? Die Antwort werden sich die Leser selbst geben. Deshalb: Hut ab vor Frau Schmidt und ihren Ebenbildern.



# Allerlei zum Kopfzerbrechen

## Rätsel

### Füllrätsel.



Die Reihe unter A bleibt zunächst frei. In die leeren Felder der Figur sind waagrecht Wörter mit folgender Bedeutung einzusetzen:

1. Zahl, 2. Stammpflanze der Runkelrübe, 3. Sohn Adams, 4. nordisches Göttergeschlecht, 5. Radteil.

Wird in die unter A stehenden Mittelfelder senkrecht der Name eines zentralasiatischen Hochlandes eingetragen, das als „Dach der Welt“ bezeichnet wird, dann nennen die Querreihen:

1. Giftschlange, 2. Frauenname, 3. steile Felsrippe, 4. Erdteil, 5. Wundverschluss.

### Silben-Ergänzungsrätsel.

An Stelle der Striche sind die untenstehenden Silben zu setzen. Die Anfangsbuchstaben der dreisilbigen Wörter abwärts, die Endbuchstaben aufwärts gelesen, nennen das klimatisch wärmste Gebiet Deutschlands.

Es kommen folgende Silben zur Verwendung:  
 — ta —      bes — den — e — e — gen — gie — hal —  
 — ki —      korb — li — ok — rei — ro — ve — ze  
 — ner —  
 — se —

### Silben-Kreuz.

1	2
3	4
5	6

1-2 berühmter Schillerbiograph,  
 2-1 Handwerker,  
 1-1 hamit. Völkerguppe,  
 3-2 afrikan. Strom,  
 4-2 Säugetier-Gruppe,  
 4-4 Roman von Zola,  
 5-6 landwirtsch. Ausdruck,  
 5-1 Körperorgan,  
 5-2 ungezwungen, nachlässig,  
 5-3 Koseform eines Frauennamens,  
 5-4 sibirischer Strom,  
 4-6 Teil des Kopfes,  
 6-3 Gestalt aus „Wallenstein“,  
 1-3-4 Gebirgsstock der Ostalpen,  
 1-3-3 ital. Architekt und Bildhauer.

### Flieger.

Halb bin ich freudlos und halb ein Gewand,  
 Steht mich im Lenz auf der Blümelein Rand. Kl.

### Auflösung der Rätsel aus der Nummer 35.

Rätselsprung-Silbenrätsel: 1. Femininum, 2. Logau, 3. Unjamvesi, 4. Ezechiel, 5. Sonatine, 6. Sulamith, 7. IchthyosauruS, 8. Geometrie — (kälteste Materie, die sich erzeugen läßt) flüssiges Seltium.

Geographisches Durcheinander: 1. Bornholm, 2. Aberdeen, 3. Westiden, 4. Erlangen, 5. Lettland, 6. Brooklyn, 7. Asturien, 8. Feldberg, 9. Persante — (größter Süßwassersee der Erde ist der westlichste der kanadischen Seen: Oberer See (81 408 qkm, also größer als Bayern!))

Gleicher Klang: Strayh.

Richtige Lösungen sandten ein: Karl Schiller, C. Adawor, Maria Kober, Hauptlehrer i. R. Karl Fabian, Marianne Wittner, Hedwig Kopla, Cläre Schmeja, H. Langfeld, Frau Martha Rabsahl, Walter Nieschen, Oswald Prode, L. Jaitner, Georg und Karola Graf, Paul Ruscher, Ernst Köster, Maria Kowalsky, Paul Hamm, Mia Wetzels, Gicille Markstein, Frau Dr. Schlackeßki, M. Friebe!, Georg Mathea, Studentrat Franz Rodehau, Mia Horn, Ilse und Norbert Stelzer, Breslau.

H. Jansa, Straußeneh; Hubert Dollinger, Gleitwig; Cläre Kintert, Oppeln; Lehrer Meizner, Silberberg; Elisabeth u. Hedwig Göb, Rosenberg; Maria Schirdewahn u. B. Adamski, Kanth; Anneliese Wilhelm, Glatz; Angela Preiß, Wanjen; Kubis sen., Dittersbach; Gertrud Reichel,

Wiltewaltersdorf; A. Langer, Nelsse (Form der Lösungen beliebig; der letzte Einsendetermin ist Freitag); Maria Outolet, Proskau; Maria Kober, Brieg; Hanne Bernakty, Schlaney; Ottilie Gutowski, Rosenberg; Karl Karbstein, Klein-Mochbern; Frau Emma Gergler, Geseß; Maria Sabisch, Oppeln; Paul Hauptmann, Trebnitz.

## Schach

### Bremer Partie

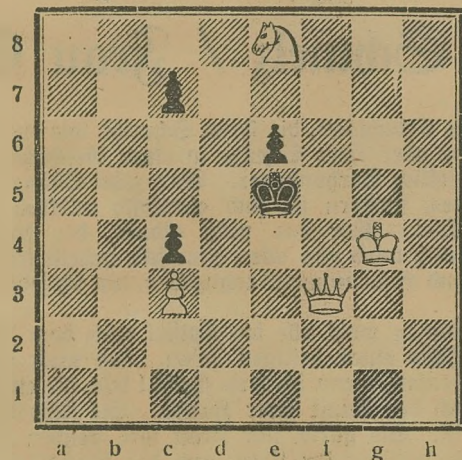
gespielt im Fernturnier des Deutschen Schachbundes 1929.

Weiß: P. Liebernickel (Hamburg)

Schwarz: A. Gierch (Glogau)

- |           |        |   |         |
|-----------|--------|---|---------|
| 1. c2—c4  | e7—e5  | 11. Ta1—c1                              | Ta8—b8! |
| 2. Sb1—c3 | Sg8—f6 | 12. f2—f3                               | Se4×c3  |
| 3. Sg1—f3 | Sb8—c6 | 13. b2×c3                               | Lb4—a3  |
| 4. d2—d4  | e5×d4  | Jetzt sollte der weiße T nach d1 gehen. |         |
| 5. Sf3×d4 | Lf8—b4 | 14. Tc1—c2?                             | Tb8—b1+ |
| 6. Sd4×c6 | b7×c6  | 15. Ke1—d2                              | Lc8—a6  |
| 7. Dd1—c2 | Dd8—e7 | 16. Lh4—f2                              | La6×c4  |
| 8. Lc1—g5 | h7—h6  | 17. Lf2×a7                              | c6—c5!  |
- Darauf sollte Weiß auf f6 tauschen oder nach d2 zurückgehen.  
 9. Lg5—h4? De7—e4!  
 10. Dc2×e4 Sf6×e4  
 Weiß gibt auf, weil der La7 abge schnitten ist und verloren geht.

### Aufgabe Nr. 395 von Schinkman:



Matt in 3 Zügen

### Lösung der Aufgabe Nr. 388 von Onitju:

- (Weiß: Kh4, Da3, Lg5, Sc4, Bg2; Schwarz: Kd1, Bb3, f3)
- |                           |                  |         |
|---------------------------|------------------|---------|
| 1. Da3—a8, Kc2;           | 2. De4+, Kd1;    | 3. Sb2± |
| 1. . . . ., . . . .;      | 2. . . . ., Kc3; | 3. Ld2± |
| 1. . . . ., Ke2;          | 2. D×f3+, Ke1;   | 3. Ld2± |
| 1. . . . ., b3—b2;        | 2. D×f3+, Kc2;   | 3. Sa3± |
| 1. . . . ., f3—f2 (f×g2); | 2. De4 usw.      |         |
| 1. . . . ., Ke1;          | 2. D×f3 usw.     |         |

Angegeben von Pfarrer Ernst in Rosnochau; B. Starischka in Löwen; Dr. Thomas in Bauerwitz; F. Billit, A. Hallwig, A. B. Michalik, F. Kössner in Breslau.

Breslauer S. V. Anderffen. Der deutsche Meister Ludwig Schmidt gibt Donnerstag, den 10. September 1931, 20 Uhr, im Schachheim, Schmiednitzer Str. 32 (Eingang Kleine Groshengasse) eine Vorstellung im Reihenspiel, gegen etwa 30 Gegner. Gäste willkommen.

Inhalt: Die Bolschewiken als Menschen schlächter. Von Theodor v. Sosnosky. — Bilder vom Wege. Von Dora Lotki Kretschmer. — Kohlenfrühstück. Von Emil Magis. — Der Dichter. Von Hans Adalbert Berger. — Schönheit. Gedicht von Margarete Dörner-Bunzlau. — Der Verzicht. Von Hertha Pohl. — Frau Schmidt. Von Alfred Schmelz. — Rätsel-Ecke. — Schach.